

Monatsschrift
für demokratische Kultur

NR. 3 – MÄRZ 1982
PREIS DM 2,50

KULTUR & GESELLSCHAFT



Abgelehnt. Die Düsseldorfer Universität darf nicht nach Heinrich Heine heißen. Die deutsche Reaktion zeigte, was sie noch kann. Siehe auch: „Die ‚Nein’sager“ auf Seite 2.

Monika Keppler

Ein verlorener Sohn

Ein Gespräch mit dem Schriftsteller Peter Weiss

Freundlich lud er mich ein, Platz zu nehmen und mich an einem Gespräch zu beteiligen, das er gerade mit einer türkischen Journalistin und Schriftstellerin führte. Tez K. hat u. a. seinen Roman „Abschied von den Eltern“ ins Türkische übersetzt. Peter Weiss war nach Bremen gekommen, um am nächsten Tag den Bremer Literaturpreis der Rudolph-Alexander-Schröder-Stiftung für seine Trilogie „Die Ästhetik des Widerstands“ und die „Notizbücher“ entgegenzunehmen. Über zehn Jahre seiner Kindheit hatte er in dieser Stadt verbracht. Vor nun beinahe einem halben Jahrhundert hat er diesem Land den Rücken gekehrt. 1934, mit 18 Jahren, floh er vor den Nazis ins Exil und kehrte nicht mehr zurück.

Peter Weiss: „Dafür gibt es viele Gründe, politische wie private. Die wichtigsten Jahre meiner Entwicklung habe ich im Ausland, vor allem in Schweden, verbracht. Innerlich habe ich mich sehr von Deutschland entfernt, es war für mich vom Faschismus geprägt – es war mir verhaßt, auch die Sprache war mir verhaßt... Erst in den sechziger Jahren habe ich Möglichkeiten gesehen, dort wieder zu arbeiten. Da stand die Frage, in welchem Deutschland, in keinem wollte ich leben. Es haben sich dann über Arbeitszusammenhänge Kontakte zu beiden deutschen Staaten entwickelt. Das Leben außerhalb beider Staaten hat die Möglichkeit eines objektiven Blickes in sich, ich kann so gut vergleichen. Die Sprache war und ist allerdings ein Problem, man muß sie lebendig halten, ich komme jetzt so zurecht.“

Die deutsche Sprache ist sein Arbeitsmittel, doch seine Anliegen sind international, auch wenn es sich dabei um Erlebnisse und Erfahrungen mit Deutschen, mit der deutschen Geschichte handelt.

„Deutschland als Heimat besteht für mich nicht mehr. Wir Exilanten sind zu Internationalisten geworden, das war das Positive am Exil.“

Heimat sind für mich bestimmte Plätze – die mir vertraut sind –, die gibt es in Vietnam, Kuba, Spanien, Paris. Heimat ist doch dort, wo wir Freunde haben und wo wir arbeiten können, da sind wir zu Hause. Diese Möglichkeit gibt es auf der ganzen Welt. Erich Fried z. B. ist ja auch nicht zurückgekehrt, der würde das bestimmt genauso sehen...“

Die Bremer hätten P. Weiss gerne als Sohn ihrer Stadt gefeiert. Mit Sicherheit hat das bei der Entscheidung der Preisverleiher eine Rolle gespielt, für Peter Weiss jedoch nur sehr widersprüchlich. In seiner Dankesrede im ehrwürdigen Rathaussaal stellte er sich als „verlorener Sohn dieser Stadt“ seinen Erinnerungen. Mit einfachen Worten zeigte er den komplizierten Zusammenhang seiner mehr oder weniger unbewußt aufgenommenen Kindheitserfahrungen mit seinem späteren Schaffen auf. In dieser Stadt hat er Lesen und Schreiben gelernt, hier hat er auch die großen sozialen Unterschiede kennengelernt, zwischen dem Leben in einer Straße im Arbeiter- und Kleinbürgerviertel und – nach dem finanziellen Aufstieg der Eltern – in der Straße des gehobenen Bürgertums, der Marcusallee in Bremen.

Literatur – Auf meine Frage nach den Schriftstellern, die er bevorzugt, fiel ohne Überlegung der Name Neruda... „...und auf jeden Fall Dantes ‚Divina Commedia‘, die Gedichte von Brecht, Stendhals ‚Rot und Weiß‘, natürlich auch politische Schriften – Gramsci und Rosa Luxemburg. Es gibt vieles... z. B. auch Too Hu, ein Dichter aus Vietnam, er schreibt sehr schöne, kraftvolle Dinge... Es gibt überhaupt in vielen Ländern unglaubliche poetische Kräfte, die wir gar nicht kennen, wie z. B. in Palästina, in der Türkei, in Chile, heute... oder Lumumba z. B. hat sehr schöne Dinge geschrieben. Der größte Teil der Welt kann doch nicht frei publizieren – z. B. diese Millionen in China, von denen kennen wir doch überhaupt nichts, oder Afrika, Südafrika.“

Mich interessiert der knapp tausend Seiten umfassende Roman „Die Ästhetik des Widerstands“, der historische Kampf der deutschen Antifaschisten und darüber hinaus der viel weiter zu fassende Kampf um die Aneignung von Kunst und Kultur. „Es geht um die Befreiung der Kunst und Kultur von den klassenmäßigen Bindungen, man muß die Kunst, alle Kunst, von diesen Bindungen frei machen. Es handelt sich ja nicht um bürgerliche Kunst, die es für das Proletariat anzueignen gilt, sondern um vom Bürgertum verwaltete Kunst, es geht auch nicht nur um die Aneignung von Kunst, sondern darum, daß die Arbeiter in



Peter Weiss

die Lage versetzt werden, selber Kunst zu produzieren...“

Es ist auch nicht Aufgabe der Autoren, diese Barrieren abzubauen. Man muß sein Werk nach allen Gesetzen der Mechanik aufbauen, und die hat mit dem Inhalt zu tun...“

Mein Roman ist eine Revolution in der Form. Dieses Buch ist meine Entwicklung, man muß immer wieder Neues anfangen, nicht nur, was den Inhalt betrifft, sondern auch in der Form. Nehmen wir z. B. Picassos Bild ‚Guernica‘. Es gab viele Menschen, die damals gesagt haben, warum malt er das so komisch, da ist ja ganz schwierig zu erkennen, was das sein soll. Warum malt er nicht ein richtiges, sprich: naturalistisches Pferd?“

Es waren keine politischen, theoretischen Überlegungen, die Peter Weiss den Anstoß gaben, diesen Roman so zu schreiben, sondern...“

„...meine eigene Lebenspraxis brachte mich dazu. In den fünfziger Jahren (die Zeit seiner Filmarbeit, d. Verf.) arbeitete ich an Volkshochschulen und in Gefängnissen. Bei dieser Arbeit wurde mir deutlich, was für Kräfte da vorhanden sind am Rande der Gesellschaft, unterhalb der Basis sogar. Dann waren das auch Erfahrungen, die ich im Exil gesammelt habe, ich habe ja selbst als Waldarbeiter und in der Fabrik gearbeitet... diese Erfahrungen alle zusammen genommen brachten mich zu diesem Thema.“

Die Rezension des Romans von Peter Weiss in der Bundesrepublik führte zu allerlei antikommunistischen Ausfällen. Wurde es einerseits als „kommunistische Propaganda“ entlarvt, so diente es andererseits auch als Werk gegen den Sozialismus („den real existierenden“). So konnte noch zwei Tage vor der Preisverleihung ein Mitglied der Jury des Bremer Literaturpreises das angebliche Nichterscheinen in der DDR als Beweis dafür anführen, daß die Kritik am Sozialismus für die DDR nicht tragbar sei. Es ist aber seit längerem bekannt, daß der Roman im März im Henschel-Verlag der DDR erscheinen wird.

Peter Weiss hält viel vom Publikum der DDR, „es ist ein anderes Publikum“. Worin besteht der Unterschied zum Publikum in der Bundesrepublik?

„Das ist in erster Linie ein Problem der Pädagogik, des Unterrichts an den Schulen, der ganzen Bildungsarbeit, der Bewältigung des Faschismus. Die Menschen in der Bundesrepublik wissen erschreckend wenig über den Faschismus. Zwei Generationen haben fast nichts darüber erfahren. In der DDR dagegen gibt es ein großes Publikum. Der Faschismus wird dort aufgearbeitet.“

Die Romantrilogie ist das umfassendste Werk von Peter Weiss, es ist auch das wichtigste für ihn selbst:

„Es ist mein Hauptwerk. Ich habe dafür zehn Jahre gearbeitet. Doch das letzte, was man gemacht hat, liegt einem auch sehr nahe: ‚Der neue Prozeß‘, ein Stück, das ich zur Zeit am ‚Königl. Theater‘ in Stockholm selbst auch inszeniere. Das ist meine zweite eigene Inszenierung – Mitte der sechziger Jahre hatte ich den ‚Gesang von Lusitanischen Popanz‘ selbst inszeniert. ‚Der neue Prozeß‘ ist mein persönlichstes Stück, natürlich auch politisch und doch individueller... Es geht um die Bedrohung, unter der die Menschen in der Gegenwart leben, um die Bedrohung durch die Waffen, die atomaren Waffen...“

Woher kommt diese Bedrohung? frage ich. Peter Weiss zögert nicht: „Die größte Gefahr ist die imperialistische Gefahr, die von den USA ausgeht.“

Richard Albrecht

„Die Räuber“ – heute

Ärgerliches, nicht nur aus Mannheim

Zweihundert Jahre ist's her. Genauer: am 13. Jänner des Jahres 1782 gab es im kurpfälzischen Mannheim erstmalig „Die Räuber“, ließ Friedrich Schiller seinen Karl Moor abrechnen mit jenem „schlappen Kastratenjahrhundert“:

„Da verrammeln sie sich“ – heißt es in der zweiten Szene des ersten Aktes – „die gesunde Natur mit abgeschmackten Konventionen, haben das Herz nicht, ein Glas zu leeren, weil sie Gesundheit damit trinken müssen – belecken den Schuhputzer, daß er sie vertrete bei Ihre Gnaden, und hudeeln den armen Schelm, den sie nicht fürchten. – Vergöttern sich um ein Mittagessen und möchten einander vergiften um ein Unterbett, das ihnen beim Aufstreich überboten wird. – Verdammen den Sadduzäer, der nicht fleißig genug in die Kirche geht, und beziehen ihren Judenzins am Altare – fallen auf die Knie, damit sie ihren Schlamp ausbreiten können – wenden kein Auge von dem Pfarrer, damit sie sehen, wie seine Perücke frisiert ist. – Fallen in Ohnmacht, wenn sie eine Gans bluten sehen, und klatschen in die Hände, wenn der Nebenbuhler bankerott von der Börse geht.“ Dieses speichelleckende, kopfnickende, verduckte und devote, freilich bei Bedarf großsprechende, protzende, feige und verschlagene Pack also – publizistisch attackiert von einem Klassiker. Zweihundert Jahre ist's her – und ein Heuchler muß der genannt werden, der diesen frischen Wind in die Historie verbannt.

Jene seinerzeit ins Visier genommene ehrenwerte Gesellschaft fand in den verschiedenen Deutschlanden allerorten einen gebärfreudigen Schoß: in Land und Stadt kriecht und quillt es hervor, jenes Tum kleiner Bürger, und will allem Leben seine Hervorbringungen antun: Provinzialität und Langeweile als Immergleiches auch im Kulturhandel, und Parteihandel brachten es so weit, daß auch bürgerliches „Erbe“ schnäppchenweise verhökert wird. Herauskommt, wen wundert's: Klassik – bananenrepublikanisch: Die Kulturlandschaft also als spätbürgerliche Öde. Grund genug für nachschillersche Anklage also allemal – freilich: kein Stoff für jene Anstalt Bühne. Jene, die sich rühmen könnten – zweihundert Jahre ist's her – einem Kritiker Schall und Raum gegeben zu haben – bietet heute anderes feil:

„Wir bieten“ – ließen ihre Herren gedruckt verkünden – „etwas anderes: eine szenische Dokumentation und eine ‚Räuber-Parodie‘ mit dem Titel: ‚Dem Manne kann geholfen werden‘.“

Diese – durchaus modische – Klassikerparzellierung ist so ohne Konsequenz nicht. Ein jeder kann und soll heuer – sich aus dem Steinbruch „Die Räuber“ seine Satz-Brocken klauben. Dort und dann, wo und wann der Pelz des Wolfes zur Konfektionsware wird, Intrigen den Alltag ausmachen, kurz: die Provinz sich als universeller Mittelpunkt von Welt geriert und der deutsche Stammtisch mit seinem Wortgefügel als „Kultur“ gelten soll – wird Leisetreterei zum Menschheitsideal, und die Schönheit muß gebrochen mit Hilfe von Krücken humpeln.

Zweihundert Jahre nach den ersten Mannheimer „Räubern“ kann ein Karl Moor nicht mehr sittlich scheitern.

Wo die Brille des Kleinbürgertums, allem

Klarspray zum Trotz, den Blick trübt, die geschichtlichen und gesellschaftlichen Konturen verfließen, das Sich-Einrichten im miefigen gesellschaftlichen Stall und seiner molligen Kuhstallwärme der Clique intrigant noch unsere zwergigen Titanen schürt – dort ist freilich ein stürmender und drängender Schiller fehl am Platze... Könnte dieser doch Ahnungen erwecken, daß die Zähne nicht bloß Sahnetörtchen, sondern auch Vollkornbrot vertragen könnten.

Die Sahnetörtchen auch des Mannheimer Nationaltheaters sind seit ehedem literaturfähig. Ein Lessing klagte – fünf Jahre vor der „Räuber“-Inszenierung – über den Geist von Provinz und Krämerei speziell der Mannheimer Bourgeoisie, für die „ein deutsches NATIONALTHEATER daselbst ein Theater ist, auf welchem lauter GEBORNE PFÄLZER agierten“ und selbst Schauspieler nur das für „ein WAHRES NATIONALTHEATER halten, das ihnen auf lebenslang reichlichen Unterhalt verspricht.“

Wie klar und wohltuend dagegen Kennzeichnungen vom Beruf des Künstlers und über das, was ihn vor allem auszeichnet. Heinrich Heine schrieb 1833 über Schiller: „Ihn, den Friedrich Schiller, erfaßte lebendig der Geist seiner Zeit, er rang mit ihm, er ward von ihm bezwungen, er folgte ihm zum Kampf, er trug sein Banner, und es war dasselbe Banner, worunter man auch jenseits des Rheines so enthusiastisch stritt und wofür wir noch immer bereit sind, unser bestes Blut zu vergießen. Schiller schrieb für die großen Ideen der Revolution, er zerstörte die geistigen Bastillen, er baute an dem Tempel der Freiheit, und zwar an jenem ganz großen Tempel, der alle Nationen, gleich einer einzigen Brüdergemeinde, umschließen soll; er war kosmopolitisch. Er begann mit jenem Haß gegen die Vergangenheit, welchen wir in den ‚Räubern‘ sehen, wo er einem kleinen Titanen gleicht, der aus der Schule gelaufen ist und Schnaps getrunken hat und dem Jupiter die Fenster einwarf.“

Wen wundert's, wenn die „Regisseure der Spitzenklasse“ genannten Theatermacher dieser Krämer-Republik – die Strehlers, Noltes, Faßbinders, Zadeks, Steins und die Undsoweiter – ihr einträgliches und wohl-dotiertes Geschäft verrichten, indem sie revolutionären Protest an Logenplätze verhökern. Sie alle jedenfalls hatten – so Herr Petersen, Intendant des Mannheimer Nationaltheaters – heuer kein Interesse an einer Einrichtung Schillerscher Räuber für unsere achtziger Jahre.

(Ihnen ins Stammbuch: auch hier waltet schlechte Tradition. Bürgerliches Theater verkommt nicht unabhängig von Raum und Zeit. Auch das Mannheimer Nationaltheater wurde – 1778 – als „Nahrungsbeihilfe der hiesigen Stadt und Bürgerschaft“ eingerichtet nach dem Wegzug des Hofes Karl Theodors nach München. So dessen freimütige Einschätzung in einem Brief an den Mannheimer Freiherrn von Dalberg.) Wann und wo immer das Laster Alltag ge-